Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

K L E I N E R U N D S C H A U

KLARHEIT UEBER DIE TRADITION

Schreiben ist eine Form der Mitteilung unter Menschen, und Mit-teilung sollte im Grunde verbinden. Aber in Wirklichkeit trennt das Schreiben zum mindesten so oft, als es verbindet. Diese Wirkung beruht auf mannigfachen Ursachen, doch besonders auf dem hohen Maß an Abstraktion, das es gestattet: Wer schreibt, kann sich über jede unliebsame Tatsache, jeden unbequemen Widerspruch hinwegsetzen.

Der Vorzug der «Gesammelten Aufsätze» von Prof. *Max Huber*, deren erster Band unter dem Titel *«Heimat und Tradition»* soeben im Atlantis-Verlag zu Zürich erschienen ist, besteht darin, daß sie nie dieser billigen Form der Abstraktion verfallen. Auf den ersten Blick scheint dem zu widersprechen, daß sie mit Absicht möglichst eindeutig formuliert sind. Denn wer eindeutig spricht, verzichtet ja in der Regel auf «störende» Elemente und Nuancen. Und schon im Jahre 1915 machte sich Max Huber Eindeutigkeit zur Pflicht:

«Das oberste Gebot alles Handelns und Denkens ist Klarheit und Wahrheit. Hohe Worte, denen keine deutliche Vorstellung zugrunde liegt, sind Mittel der Selbsttäuschung und zur Täuschung anderer. In kaum einem Lebensgebiet so sehr wie in der Politik, in der innern nicht weniger als in der äußern, herrscht Unaufrichtigkeit; bedeutungsvolle Formeln und hochtönende Worte decken Gedankenlosigkeit, Zerfahrenheit und noch mehr engherzige Selbstsucht zu.»

Aber während das Verlangen nach Klarheit bei andern eisig wirken und die Teilnahme des Lesers allmählich ertöten mag, wächst es bei Max Huber aus dem Grund einer warmen Empfindung. Während es sonst wohl zum Absehen von widerstrebenden Realitäten verleitet, bleibt es hier unausgesetzt gebunden an eine praktische Frage mit allen ihren Voraussetzungen und Verästelungen, gekettet an eine konkrete Lage mit allem, was sie in sich schließt. Wenn es sonst wohl zur Isolierung in eigenen Gedankenreihen verführt, entspringt es hier dem Willen, wirklich mit andern gemeinsam nach haltbaren, wesentlichen Einsichten zu suchen. Zwar sind die Aufsätze Max Hubers, auch wenn sie vielfach auf äußeren Anstoß hin entstanden und an Auditorien gerichtet wurden, über die man nicht hinwegreden konnte, wirklich Aufsätze, keine effektvollen Reden; der Begriff der «Meditation» scheint auf sie noch besser zuzutreffen als auf die Abhandlungen und Ansprachen Prof. Werner Kaegis. Aber diese Aufsätze richten sich nie an ein anonymes Publikum, sondern stets an ein lebendig empfundenes Gegenüber — an die Mitglieder der Neuen Helvetischen Gesellschaft oder an Zürcher Studenten, an das Volk, das sich zur Feier der zweiten Landesausstellung rüstete, oder an die besorgten Schweizer, die im November 1939 vom Landessender Trost und Stärkung erwarteten, an die große Berner Tavel-Gemeinde oder an die Schildner zum Schneggen in Zürich. Diese Aufsätze sind nicht um des Autors willen geschrieben, damit er sich verdeutlichen oder aber sein Licht leuchten lassen könne vor der

staunenden Menge, sondern in der Absicht der Ansprache an den Nächsten und der Aussprache mit den Nebenmenschen. Sie verharren in der Situation der Gegenwart. Darin liegt keine ausgeklügelte Pose oder eingeübte Attitude, sondern wirklich eine Grundhaltung, die auch im sachlichen Urteil zum Ausdruck kommt. So schrieb Prof. Huber 1939 etwa:

«Während des (ersten) Weltkrieges habe ich vier Jahre im Armeestab und im Politischen Departement inmitten von Schweizern aller vier Landessprachen gelebt. Ich habe Spannungen empfunden, aber nie jenen berüchtigten Graben (zwischen Deutsch und Welsch) entdeckt. Schreiben und Reden mag Gräben aufreißen, Arbeit fürs Vaterland deckt sie schneller zu.»

An die Gegenwart bindet Max Huber auch den großen Gegenstand der vorliegenden Aufsätze, die Tradition. Im Jahre 1934 erklärte er:

«Der Staat lebt in einem geschichtlichen Bewußtsein. Dieses Bewußtsein ist seine Tradition. Nicht die Vergangenheit als solche, sondern die in die Gegenwart hineinwirkende Vergangenheit, die dauernden Bestandteile der Vergangenheit machen die Tradition aus. Tradition ist deshalb nicht eine romantische Versenkung in die Vergangenheit, auch nicht etwas, das durch Reflexion aus der Geschichte abgezogen werden kann. Sie liegt, wenn auch nicht im Blut, so doch in der Anschauungswelt, die eine Generation von der andern im Denken und Handeln übernimmt.»

Sittlich gewendet, lebt diese Anschauung von der Tradition schon in einem Wort des Autors von 1929:

«Wir sind uns darüber klar, daß Tradition nicht Wissen um die Vergangenheit ist, sondern Leben in der Gegenwart im Bewußtsein der Pflichten, die uns die Leistungen vergangener Geschlechter auferlegen. Wenn die Vergangenheit nur noch Gegenstand einer Liebhaberei ist oder wir aus ihr nur Anspruch auf Ehre ohne Pflicht ableiten, ist sie zur bloßen Erinnerung geworden und in das Grab des Ewig-Gestrigen gesunken.»

Max Huber hat die Kraft der Ueberlieferung immer wachgerufen im Zusammenhang mit drängenden Entscheidungen, so im Hinblick auf die innere Einheit der Schweiz während des ersten Weltkriegs, auf die Abwehr des Frontenzaubers und auf den Appell zur echten Erneuerung, im Zusammenhang mit dem Widerstand gegen die nationalsozialistische Propaganda und mit der Vorbereitung auf den zweiten Weltkrieg oder im Interesse der Erhaltung der Zürcher Eigenart inmitten der gestaltlosen Masse der Großstadt. Umgekehrt gab es für diesen Gelehrten und Patrioten keine Stellungnahme in aktuellen Fragen ohne Besinnung auf die wesentlichen Konstanten der eidgenössischen Geschichte. So hielt er es 1915 bei der Definition des «Schweizerischen Staatsgedankens», so 1934 in seinem großen Vortrag an der Universität Zürich über «Wesen und Sinn des Schweizerischen Staates»: Die Erfahrung, das Blickfeld und die innere Substanz mögen in zwei Jahrzehnten gewachsen sein — in ihren wesentlichen Gründen ist die Argumentation sich gleichgeblieben.

Wie rechtfertigt Max Huber die Macht der Tradition? Vorerst ergibt sich ihre Legitimation für ihn vielleicht aus ästhetischen Motiven, wie überhaupt der offene Sinn, das Gefühl für die Valeurs und das Empfinden für das Stilgerechte auf das Werk dieses Eidgenossen einen größeren Einfluß geübt haben, als auf die Schriften der meisten schweizerischen Juristen und Politiker. Max Huber rühmt in einer knappen Schilderung der Landschaft Zürichs dem Albis und der Forch vor allem nach, daß sie feststehen in der Erscheinungen Flucht. So setzt er sich auch für die Tradition zunächst ein, weil sie sein Empfinden anspricht:

«Es gibt wohl wie einen musikalischen und malerischen, so auch einen historischen Sinn. Je mehr ein solcher Sinn in uns entwickelt ist, um so tiefer, vielseitiger und lebhafter empfinden wir die Werte, die sich ihm erschließen können;

im gleichen Maße empfinden wir aber auch schmerzlich das Fehlen, das Verderbt- und Zerstörtwerden solcher historischer Werte.»

Von diesem historischen Sinn läßt Max Huber sich leiten, wenn er an der Tradition dankbar vermerkt, daß sie jeder Landschaft eine Persönlichkeit, jeder Stadt eine Individualität verleihe. Aber ihre heilsamen und heilenden Kräfte reichen tiefer, in jene Schicht des Bewußtseins, wo sich Gemeinschaften vorbereiten oder von neuem durchsetzen, und da Max Huber auf immer neuen Wegen zu seinem Hauptanliegen, der Gemeinschaft, zurückkehrt, feiert er auch immer wieder wohltätige Wirkungen der Ueberlieferung: Sie verleiht der Familie, der Gemeinde und dem Staate Dauer über die Frist der einzelnen Generationen hinaus. Jedem neuen Geschlecht legt sie gewisse Formen und eine bestimmte Richtung des Denkens nahe. Sie lenkt den Gang und das Maß der Neuerungen. Sie verbindet Kreise, die ohne gemeinsame Erinnerung auseinanderfallen müßten. Auch erhält sie Volksgruppen als Einheiten lebendig, denen das Schicksal ein eigenes staatliches Dasein versagt.

Aber Prof. Huber erkennt auch Gefahren, welche die Macht der Tradition in sich schließt. Er warnt davor, ein willkürliches Wunschbild für die wirkliche Vergangenheit zu halten und diese fragwürdige Konstruktion der Gegenwart als Maßstab zu setzen. Er fordert ein ernstes Suchen nach der geschichtlichen Realität, eine unvoreingenommene Versenkung in die Frage, «wie es denn eigentlich gewesen sei». Zum dritten wehrt er sich gegen die starre Ablehnung des Neuen, bloß weil es neu ist, gegen die mesquine Verteidigung des Herkommens:

«Das Negative, Hemmende ist nicht Tradition, es ist Schicksal oder aber es ist das, was wir überwinden müssen; mindestens der Kampf dagegen muß uns zur Tradition werden.»

Aber vor allem bekämpft Max Huber die Absolutierung der Tradition, so wie er die Verherrlichung des Individuums an den Liberalen, die Vergottung des Führers und des Reiches an den Nationalsozialisten abgelehnt hat:

«Die Tradition ist keine absolute Gegebenheit, kein Selbstzweck, sondern die Form, in der das heutige Leben sich an die Vergangenheit anschließt und aus dieser Orientierung ethische Werte zieht... Nur die Verbindung von gegensätzlichen Eigenschaften des Charakters verbürgt dauernden Erfolg und dauernde Geltung. Nur wo Sinn für das unaufhaltsam heranflutende Neue sich paart mit der Verwurzelung in der Tradition, kann die letztere sich als eine Kraft im Leben behaupten.»

GEORG C. L. SCHMIDT

«DIE SCHWEIZ IM NERVENKRIEG»

Es war im Mai 1940, wenige Tage nach dem deutschen Ueberfall auf Holland und Belgien, im Zeitpunkt, da auch die neutrale Schweiz den Nervenkrieg des machtberauschten Nationalsozialismus in der vollen Schärfe zu spüren bekam, im Augenblick, da selbst in gewissen Amtsstuben und bei höchsten militärischen Dienststellen standortfeste Eidgenossen vor der Gefahr weich zu werden drohten. Damals vermochte einmal mehr der «Nebelspalter» im Bild und in der dazugehörenden Legende das zu sagen, was jeder Schweizer empfand, was aber in einer politischen Tageszeitung beanstandet worden wäre, in der satirischen Zeitschrift jedoch im Rahmen des Erlaubten blieb: «Sie glaubed gar nüd wie Höflichkeit entwaffnet», stand unter dem Bild, das ein devotes Männlein darstellte, den Hut in der Rechten, ein Blümlein in der Linken, dahinter den um ein Vielfaches größeren Rachen eines Untiers, das sich zum Schnappen anschickte.

Dieses Bild gibt, gleichsam symbolhaft, die Illustration zu einigen der mannigfachen Probleme und Spannungen, die Professor Dr. *Karl Weber* in seinem kürzlich erschienenen Buch *«Die Schweiz im Nervenkrieg»* behandelt. Die von den beiden Berufsorganisationen der Presse, dem Schweizerischen Zeitungsverleger-Verband und dem Verein der Schweizer Presse im Verlag von Herbert Lang in Bern aufgelegte Schrift trägt den Untertitel «Aufgabe und Haltung der Schweizer Presse in der Krisen- und Kriegszeit 1933 bis 1945». Es fehlte auch in der Schweiz nicht an Versuchen, die Schranken der Pressefreiheit so eng zu ziehen, daß für unsere Presse das ironisch gedachte «Höflichkeit entwaffnet» des Nebelspalters zugetroffen hätte. Daß dann aber die Entwicklung nicht diesen gefährlichen Weg gegangen ist, der am Ende zur Selbstaufgabe von Freiheit und Selbständigkeit unseres Staatswesens geführt hätte, gehörte zeitweise nicht zu den Selbstverständlichkeiten, wie man heute anzunehmen geneigt sein könnte. Vielmehr ging das Suchen und das Finden des richtigen Weges für Aufgabe und Haltung der Schweizer Presse in einem problemgeladenen Spannungsfeld vor sich, das, von mancherlei Standorten und Gesichtspunkten aus beleuchtet, im genannten Buch eine plastische Darstellung findet.

Karl Weber greift aber weit über die bloße Erörterung und Charakterisierung der Pressepolitik hinaus; er wendet sich nicht etwa bloß an den Kreis der Pressetätigen. Der Nervenkrieg, wie ihn die nationalsozialistische Staatsführung zu einem mit wissenschaftlichen Erkenntnissen der Beeinflussung der Massen feingeschliffenen Kampfmittel gestaltet hat, war ja auch nicht eine bloße Angelegenheit der Presse. Dieser geistige Kleinkrieg benützte zwar die Zeitungen — neben Radio und ähnlichen Publizitätsmitteln — als technische Träger für seine Angriffe; und beim Gegner mußte die Presse als Angriffsobjekt herhalten. Aber die Presse blieb im Nervenkrieg Mittel zum Zweck. Das Endziel war die Aufweichung des Widerstandswillens, die Deroutierung von Volk und Behörden eines Staates, der vielleicht schon tags darauf mit militärischen Mitteln überfallen werden sollte. Nervenkrieg war somit bloß ein Ausschnitt aus dem alles umfassenden politischen und militärischen Machtkampf, dem totalitär geführten Krieg zwischen den Völkern. Er ging teilweise dem eigentlichen Waffengang voraus; doch wurde er auch parallel zu diesem geführt. Was ihn weiter charakterisiert ist die Tatsache, daß er, gleichsam prophylaktisch, gegen jeden Staat zur Anwendung gelangte, der als möglicher Gegner der Zukunft in Frage kommen konnte. Auch der neutrale Kleinstaat blieb nicht verschont, und keine politische Landesgrenze schützte vor Angriffen im Nervenkrieg. Das bekam vor allem auch die Schweiz zu spüren, und zwar schon mehrere Jahre vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, so daß füglich gesagt werden kann, die Schweizer Presse habe sich, auf der Defensive, im Kriegszustand befunden, lange bevor die Armee in den Aktivdienst eintrat. Sie wurde in diesem Abwehrkampf nicht nur ungenügend unterstützt von den Behörden, sondern sie begegnete allerlei Erschwernissen, die ihr von dieser Seite vielfach in den Weg gelegt wurden.

In chronologischer Darstellung arbeitet der Verfasser Aufgaben und Einstellung des Staates einerseits, der Presse anderseits, heraus, um immer wieder die Polarität, die zwischen diesen beiden Mächten besteht, darzulegen. Von psychologischem Interesse, aber auch historisch wertvoll, sind die wiederholten Untersuchungen über die Einstellung der öffentlichen Meinung zum wechselvollen Ablauf der politischen und kriegerischen Ereignisse im Ausland. Die Beeinflussung, und spätere Versuche zur Lenkung der öffentlichen Meinung durch das Mittel der Pressekontrolle, geben mehrfach Gelegenheit, das Wesen und die Entwicklung der Zensur darzutun. Karl Weber untersucht zu bestimmten Vorgängen, so zum Beispiel zum deutschen Ueberfall auf Holland und Belgien, die Haltung der schweizerischen Zeitungen und

stellt das Ergebnis aus der Analyse zahlreicher Kommentare und Artikel in Vergleich zum heute erkennbaren tatsächlichen Ablauf einerseits, zu den Geboten und Verboten der Zensurbehörden anderseits.

Andere Stellen des Buches haben informatorischen Charakter, indem aus den Archiven der Redaktionen oder aus privaten Aufzeichnungen Tatbestände bekanntgegeben oder ergänzt werden, von denen die breite Oeffentlichkeit bis jetzt kaum hatte Kenntnis haben können. Karl Weber als Inhaber des Lehrstuhles für Zeitungskunde an den Universitäten Bern und Zürich tritt in seinem Buche mit den Erkenntnissen der Wissenschaft an die mannigfachen Probleme heran, sei es, daß er sich um die Klärung der Begriffe Wahrheit, Irrtum, Propaganda, Einseitigkeit bemüht, sei es, daß er psychologische Zusammenhänge über die Bildung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung aufdeckt. Der wissenschaftlichen Zeitungskunde und der zielbewußten Tätigkeit schweizerischer Redaktoren war es weitgehend zu danken, daß bei Eintritt der Schweiz in den Aktivdienstzustand die Erkenntnisse um die Möglichkeiten des geistigen Abwehrkampfes durch die Presse auch bei den Armeespitzen und bei den Behörden stufenweise Eingang fanden.

Weber begeht indessen keineswegs den Fehler, den Wert und den Wirkungsbereich der Presse bei der öffentlichen Meinungsbildung oder im Abwehrkampf gegen ausländische Attacken im Nervenkrieg zu überschätzen. Wie jeder Pressetätige kennt auch er die Grenzen, die der Einfluß-Sphäre des gedruckten Wortes gezogen sind. Im raschen Ablauf der kriegerischen Ereignisse geht die erste Schockwirkung auf die öffentliche Meinung meistens vom Ereignis selbst aus, vom Bekanntwerden des Tatbestandes, bevor die Zeitung mit dem erläuternden Kommentar dazu in die Hand des Lesers kommt. Das gilt besonders im Zeitalter des Radio. Der Verfasser bestreitet auch keineswegs, daß die Presse in ihrem Streben, den schweizerischen Widerstandswillen zu stärken, ausländisches Gedankengut vom Schweizervolk fernzuhalten, den Defaitismus zu bekämpfen, nicht so erfolgreich hätte sein können, wenn dieses Streben nicht mit der Haltung und Einstellung des Schweizervolkes in Einklang gestanden und hier den günstigen Nährboden gefunden hätte.

Das Buch von Karl Weber ist nicht in erster Linie als eine Rechtfertigungsschrift für die Schweizer Presse in schwerer Kampfzeit gedacht, sondern es will das Zusammenspiel der mannigfaltigen gleichgerichteten Kräfte zeigen und gleichzeitig darstellen, welche Widerstände dabei zu überwinden waren. Bei der wissenschaftlichen und beruflichen Stellung des Verfassers ist es aber durchaus verständlich, daß die Schrift den weiteren Zweck verfolgt, «die allgemeine Einsicht in das Zeitungswesen und seine Probleme zu verbreitern und zu vertiefen und dadurch das Urteil über Presseangelegenheiten zu schärfen.»

Ob ein Buch heute noch aktuell sei, das den Ideenkampf zwischen Demokratie und Diktatur in den Jahren 1933 bis 1945 darstellt, wird sich mancher Leser fragen? Ihnen gibt der Zürcher Philosophieprofessor Hans Barth, der das Vorwort zu Webers Buch geschrieben hat, die einleuchtende Antwort: «Man darf sich nicht täuschen darüber, daß der geistige und politische Kampf gegen den totalen Staat mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches keineswegs ein Ende gefunden hat. Der Kampf geht weiter. Und so enthält dieses Buch Lehren, die auch dann fruchtbar zu sein versprechen, wenn man weiß, daß die Geschichte sich nicht wiederholt.»

*

Und nun, nachdem Ziel und Zweck des Buches von Karl Weber kurz umschrieben und sein Ideengehalt herausgearbeitet ist, sei uns gestattet, es mit unseren Lesern gleichsam rasch durchzublättern, um zu versuchen, anhand einiger Leseproben das lebendig werden zu lassen, was bei der Lektüre besonders fesselt:

«Propaganda ist der Name einer Zweckform der Publizität, die bezeichnenderweise in der Krisenperiode zwischen den beiden Weltkriegen in die Amtssprache der Staatsleitungen Eingang gefunden hat. Es liegt etwas Paradoxes in der Offenheit des Bekenntnisses zu einer in den öffentlichen Raum stoßenden Tätigkeit, die ihrer Natur und Bestimmung nach auf das Aussprechen von Teilwahrheiten angewiesen ist, also auf Halboffenheit. Darum läßt sich die vorsichtige Scheu der schweizerischen Staatspolitik vor dem Gebrauch des Begriffes Propaganda verstehen... Das Bemühen des schweizerischen Staates um Presseangelegenheiten war nach innen gerichtet. Auch hier setzte es sich keine weiteren Ziele als die Aufstellung von Rechtssätzen über die Pressefreiheit... Der Staat anerkannte das Lebensrecht der Presse, wandte aber seine Sorge nicht der Schaffung eines Instrumentes der öffentlichen Meinung zu; er übertrug den Zeitungen nicht eine Sendung im Volksinteresse.»

«Eine nach schweizerischem Ermessen normale, das heißt auf der Freiheit der Information und der Gedankenäußerung beruhende Pressetätigkeit, ausgeübt in der Sprache Deutschlands, widersprach der kategorischen Absicht der Gleichschaltung des öffentlichen Wortes. Reichsdeutsche Leser schweizerischer Zeitungen waren einem doppelt unerwünschten Einfluß zugänglich: sie vernahmen Tatsachen, die den deutschen Volksgenossen verborgen bleiben mußten, und sie atmeten die verpönte demokratische Luft ein. Das war die Ausgangslage einer pressepolitischen Behandlung der Schweiz, die weder Endzweck, noch isoliert war.»

«In der Presse begegnen sich die Ansprüche der Wahrheit, der Macht und der Freiheit. Wahrheit verlangt der Zeitungsleser, Macht der Benützer der Zeitung, Freiheit diese selber — auf diese Formel läßt sich der Wettbewerb der drei Wertgrößen zurückführen. Die Presse ist in einem höheren Maß als die mündliche Sprache für die verschiedenen Spielarten der Unwahrheit anfällig, wie Lüge, Irrtum, Phantasie. Eine ihrer Quellen liegt im Machtstreben, das von jeher die Wahrheit zu vergewaltigen suchte. Auch die Freiheit bildet einen Gegenpart des Machtwillens. Auf dieser Gegensätzlichkeit beruht die ganze Entwicklung der Pressefreiheit, ihr Aufstieg und Niedergang.»

«Für die eidgenössische Regierung stand die Sorge um die Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zum nördlichen Nachbarstaat im Vordergrund. Das Bestreben nach äußerster Korrektheit war dem Bundesrat Gewissenssache. Im Bemühen, alles zu vermeiden, was die Beziehungen zu Deutschland trüben könnte, setzte sich bei der Behörde immer mehr die Auffassung durch, die beste Haltung der Zeitungen sei die Zurückhaltung.»

«Für den Schutz der normalen und korrekten Beziehungen zum Ausland vor Störungen blieb von den ersten bundesrätlichen Mahnungen her der Angelpunkt vorgezeichnet: Beleidigungen seien zu vermeiden und vorkommendenfalls zu ahnden. Diese Auffassung stimmte mit der der leitenden Organe der beiden Presseverbände überein. So einwandfrei der Grundsatz und so logisch die Formulierungen waren: die Praxis der Handhabung stand auf einem unsichern, glitschigen Boden; denn das Wissen um die Wirklichkeit konnte nicht übersehen, daß, bezogen auf bestimmte Vorfälle, Zeitpunkte und Persönlichkeiten, ein beleidigender Ausdruck eben zutreffend und wahrheitsgemäß war.»

«Wo Völker entrechtet werden, beraubte man sie immer zuerst des freien öffentlichen Wortes. Und nie geschah es, ohne daß die staatlichen Machthaber hiefür in irgendeiner mißbräuchlichen Anwendung der Pressefreiheit den Vorwand gefunden hätten.»

«Am 12. September 1938 gab der Bundesrat bekannt, daß längs der Landesgrenze die Minen geladen wurden. An der Schweizer Presse war es, die Tragweite der Verstümmelung der tschechoslowakischen Republik, die bei diesem Akt angewandten Methoden, die Brüchigkeit des notdürftig erzielten Friedens und den

geringen Wert nationalsozialistischer Beteuerungen in die Vorstellungswelt des Schweizervolkes einzuordnen. Das konnte nicht geschehen, ohne daß neuerdings die Informationen und die Würdigung der Tatsachen mit der gleichgeschalteten Zweckpublizistik des Dritten Reiches in Widerspruch gerieten... Mit der gewohnten Tatsachenverschiebung suchte die nationalsozialistische Propaganda den Ausgang der Konferenz von München als einen Erfolg von Hitlers Friedenspolitik auszulegen... Wiederum läßt sich fragen, ob die schweizerische Presse ihre Aufgabe richtig erfüllt hätte, wenn sie vorbehaltlos in den Jubel über den geretteten Frieden eingestimmt hätte?»

«Wir lehnen den Nationalsozialismus und verwandte Theorien aus schweizerischen Erwägungen für die Schweiz ab. Das können wir aber nur, indem wir ihn dem Volk vorzeigen und erläutern, und das ist nicht mit einem stets wiederholten, aber farblosen Nein gegenüber der nationalsozialistischen Staatstheorie möglich. Auch den Koloradokäfer kann man nicht abwehren, ohne den Bauern zu sagen, wie er aussieht und auftritt. Es liegt im schweizerischen Staatsinteresse, daß das Schweizervolk darüber Bescheid weiß, was jenseits seiner Grenzen vorgeht und daraus die richtigen Schlüsse für sich selber ziehen kann. Nicht die anderen, die Nationalsozialisten in Deutschland, wollen wir belehren, sondern das eigene Land. Um das Risiko, daß der andere einen Angriff erblickt in der Verteidigung unserer Unabhängigkeit, kommen wir nicht herum.»

«Ihre Leser tatsachengetreu unterrichtet und ihnen die wachsenden Gefahren (seit 1933 bis zum Kriegsausbruch), die den europäischen Frieden bedrohten, wahrheitsgemäß dargestellt zu haben, bedeutet kein Verdienst, sondern war Pflicht der öffentlichen Sprachorgane, in gleicher Weise wie die militärische und die wirtschaftliche Vorbereitung auf den Kriegsfall in den Pflichtenkreis von Bundesrat und Parlament fielen. Es genügt, auf die furchtbare Schwere der Unterlassungsschuld hinzuweisen, welche die Presse mit mangelhafter Orientierung oder beschwichtigender Interpretation auf sich geladen hätte, um ihr Verhalten nüchtern als eine Selbstverständlichkeit zu bezeichnen.»

«Das Publikum wendet sich von Zeitungen, die es zu farblos findet, gerne anderen Blättern zu, die lebhafter kommentieren und stärkere Farben auftragen.»

«Am 15. April 1940 sprach der deutsche Gesandte in Bern dem holländischen Gesandten in Bern seine Anerkennung aus für die vorbildlich zurückhaltende Einstellung der holländischen Presse, welche in Berlin sehr vermerkt werde und welche eine verstärkte Garantie für die Unabhängigkeit der Niederlande bedeute. Die Haltung der schweizerischen Presse dagegen werde die Eidgenossenschaft einmal sehr teuer zu stehen kommen. — Bekanntlich hat wenige Wochen später die deutsche Regierung den Ueberfall auf die Niederlande unter anderem mit der Haltung der Presse begründet.»

«Für den Einbezug der Schweiz standen zwei Wege offen: militärische Operation oder Heimfall aus Resignation und Anpassung. Das Dritte Reich setzte vorderhand auf die zweite Möglichkeit und glaubte, das Opfer an Armeekorps ersparen zu können durch Drohdruck und Unterhöhlung des schweizerischen Widerstandswillens mit Hife seiner Fünften Kolonne und labilen oder verräterischen Elementen des neutralen Kleinstaates. Die Wahl des zweiten Verfahrens auferlegte der Eidgenossenschaft einen geistigen und Nervenkrieg, der im Sommer 1940 die akutesten Formen annahm, aber in immer neuen Varianten genau fünf Jahre weiterdauerte.»

«Ungünstig für die Stimmung und um so günstiger für die Gerüchtebildung wirkte die Behinderung (durch die schweizerischen Zensurbehörden) der öffentlichen Information über die militärischen Vorgänge jenseits der Grenze. In Basel konnte man ohne Mühe die die französische Grenze überfliegenden Bomber zählen; da aber die Meldung von Ziffern in der Presse verboten war, verdoppelte das Geschwätz deren Zahl in kürzester Zeit.»

«Die Redaktionen allerdings sind sich bewußt, daß ein starker Fundus von geschultem Intellekt und gesunden Instinkten bei der Leserschaft die Grundage bildete, auf der sie ihre Arbeit überhaupt erst einsetzen konnten, abgesehen von den mannigfaltigen Impulsen aus anderen Quellen des öffentlichen, sozialen und privaten Lebens.»

«Einschneidend wirkten die Abschrankungen der Pressefreiheit durch die obersten Behörden und ihre Vollzugsorgane. Hierher gehören die allgemeinen, das heißt für die ganze Kriegsdauer bestimmten Grundsätze (der Pressekontrolle) und die besonderen, das heißt auf aktuelle Lagen zugeschnittenen Weisungen und Befehle ... Die Haltung der Presse versteifte sich im Sinne der behördlichen Wünsche, aber die Erfüllung der ihr gestellten Aufgabe war erschwert ... Anderseits brachten neu eintretende Ereignisse Möglichkeiten der Auslegung, welche die Wachsamkeit der Kontrolle nicht immer vorauszusehen vermochte ... Die Plötzlichkeit, mit der eine Redaktion zu einem Vorgang nach den normalen Regeln der journalistischen Berufspflicht Stellung zu nehmen hat, fand ihr Gegenstück in improvisierten Spezialvorschriften für die Lenkung der Kommentare. Man kann von einer komplementären Redaktionstätigkeit der Pressekontrolle sprechen.»

«So zweckmäßig die Presselenkung vom außenpolitischen Gesichtspunkt sein mochte, so schwer belastete und gefährdete sie die innenpolitische Lage ... Die Presse war nicht mehr, wie im Normalzustand, Bindeglied und Mittler zwischen Behörde und Volk, sondern nun stand die Behörde zwischen Volk und Presse, um den öffentlichen Gedankenverkehr zu ordnen.»

«Hitlers Volte-face in der Rußlandpolitik (Kriegseröffnung vom 21. Juni 1941) zog eine Schwenkung der deutschen Pressepolitik nach sich, die binnen kürzester Frist zur antibolschewistischen Richtung, dem Lebensnerv aller nationalsozialistischen Propaganda bis zum August 1939, zurückkehrte. Damit war die Schweiz einem neuen Druck, ihre Bevölkerung einer neugeschliffenen Waffe der geistigen Kriegführung ausgesetzt. Hatte das Zusammenmarschieren der beiden diktatorisch geleiteten Großmächte seinerzeit dem schweizerischen Unabhängigkeitswillen einen unschätzbaren Dienst geleistet, so stellte sich nun die Frage, ob Hitlers Marsch gegen Stalin die Geister in der Schweiz entzweien und ob die langjährige Abneigung der Bevölkerung gegen Sowjetrußland dem Nationalsozialismus die Chance stärkerer schweizerischer Sympathien geben werde. Das deutsche Werben für die neue Kreuzzugidee dauerte bis zum Kriegsende ... Die Frage ist nicht ganz müßig, ob es mit weniger massivem Poltern der deutschen Propaganda vielleicht gelungen wäre, mehr für ihre Beeinflussungsabsichten herauszuholen; es ist nicht ausgeschlossen, daß maßvolleres Zureden eine Unsicherheit erzeugt hätte, aus der innenpolitische Spannungen erwachsen wären.»

«Die Pressekontrolle hat sich große Mühe gegeben, um zuhanden der Zeitungen die Gußformen für die noch gestatteten Gedankenäußerungen zu modellieren. Einzelne Pressechefs, vor allem aber die Beschwerdekommission und die eidgenössische Rekurskommission, feilten eigentliche Leitartikel aus, um zwischen den Drahtverhauen und Minen der Kontrollvorschriften dem Gedankenausdruck der Redaktionen den noch gangbaren Weg zu weisen.»

«Ratschläge und Schulmeistereien gegenüber dem Ausland, die nach den Kontrollgrundsätzen zu unterlassen waren, gehörten ebenfalls in die Gruppe der dehnbaren und der Präzision leicht entschlüpfenden Begriffe; vermöge ihrer Elastizität wurden sie in den Händen vereinzelter Pressechefs eine bequeme Generalklausel zur Beanstandung von Artikeln.»

«Im Kampf um Tunesien (November 1942) fiel auch die Entscheidung um das Vorfeld der strategischen Position Italien ... Die schweizerische Bevölkerung war sich der katastrophalen Folgen eines Achsensieges so stark bewußt, daß man füglich von einer einheitlichen öffentlichen Meinung sprechen konnte ... Dieser geistig-seelische

Tatbestand durfte aber am neutralitätspolitischen status quo nichts ändern. Stille-Verhalten mußte weiterhin die Losung bleiben. Aber die pressepolitische Aufgabe hatte sich gewandelt. Das Generalgebot der Zurückhaltung blieb weiterhin bestehen, aber die Wachsamkeit stand vor anderen Aspekten. In gleicher Weise, wie an den Wendepunkten des Sommers 1940 der Defaitismus zu überwinden war, mußte fortan der Optimismus zurückgebunden werden.»

«Der seelische Druck, der vier Jahre lang auf dem Schweizervolk gelastet hatte, begann (Ende 1944) zu weichen... Das Verbergen der wahren Gesinnung durch eine vorschriftsgemäß wenigstens öffentlich bekundete Gesinnungsneutralität empfand man nun immer mehr als eine Schein-Zurückhaltung aus Vorsichts- und Zweckmäßigkeitsgründen, und man ersehnte den Tag, da wenigstens unter der Oberfläche eine Neutralitätspolitik, welche die wirklichen Gedanken des Schweizertums unterdrücken mußte, als das bezeichnet würde, was sie geworden war: in geistiger Hinsicht ein notrechtliches Regime des Als-ob, mit dem unvermeidlichen Ausdrucksmittel der Notlüge — der Kriegslist eines in Todesgefahr schwebenden Kleinstaates. Wenn es der Schweiz nicht erspart blieb, sich am Geist der Wahrheit zu vergehen, dann muß für die spätern Geschlechter die Erklärung in dem ungeheuerlichen Ausmaß der erpresserischen Lüge des Bedrohers liegen. Sie war das Mittel, das, nach einem Wort von Ernst Schürch, der Nationalsozialismus angewendet hat, ‚um das Opfer einzuspeicheln'.»

«Der beschleunigte Ablauf der letzten Kriegshandlungen sog und wog das Interesse der Redaktionen dermaßen auf, daß es niemand mehr einfiel, der in undankbarer Mission diszipliniert ausharrenden Pressekontrolle die letzten Lebenswochen zu erschweren. Ueberholt war aber auch längst die Aufgabe der Presse, ihre Leser gegen die immer noch andauernden Propagandaattacken immun zu machen. Presse und Radio des Dritten Reiches verpulverten die letzten Reserven an Unwahrheiten, um den Siegesglauben der Gegner zu lähmen, das eigene Volk zu beruhigen und nebenher der Schweiz Alliiertenhörigkeit vorzuwerfen.»

«Auftraggeber und Verfasser dieser Schrift teilen die Auffassung des Eidgenössischen Militärdepartements, daß die Schweiz wehrhaft bleiben, und sie leiten daraus die Forderung ab, daß unser Land auch einer künftigen geistigen Kriegführung gewachsen sein muß. Pressepolitik ist als Mittel einzusetzen, um Unabhängigkeit, Neutralität und Integrität der Eidgenossenschaft im Einklang mit dem militärischen und wirschaftlichen Einsatz zu behaupten... Die geistigen und die mechanischen Zielsetzungen auf dem Gebiet von Presse, Information und öffentlicher Meinung sind nun aber dadurch streng geschieden, daß jene auf alle Lebensverhältnisse und Schicksalszustände unseres eidgenössischen Staates gerichtet sein sollen, diese aber nur auf bestimmt umschriebene Notlagen: drohende Kriegsgefahr, bewaffnete Neutralität, Kriegszustand. Das Recht auf Freiheit und die Pflicht zur Wahrheit des öffentlichen Wortes miteinander in Einklang zu bringen steht der normalen Gesetzgebung und der individuellen Verantwortlichkeit zu.»

MAX NEF

DAS POLITISCHE GENIE BERNS

In Richard Feller besitzen wir ohne Zweifel einen bedeutenden zeitgenössischen Geschichtsforscher und Historiographen. Besonders durch seine Mitarbeit an der zweibändigen Geschichte der Schweiz (Nabholz — Feller — v. Muralt — Bonjour) ist der bernische Gelehrte bekannt und geschätzt. Daneben hat er sich durch zahlreiche Einzelstudien vor allem zur Geschichte Berns einen Namen gemacht.

In seiner neuesten Arbeit, der «Geschichte Berns» (1. Teil: «Von den Anfängen bis 1516», Herbert Lang & Cie., Bern 1946), verbindet nun Feller die beiden Elemente seines Schaffens, die Forschung auf dem Gebiet der Schweizergeschichte und der Geschichte seiner engeren Heimat, miteinander und bringt dadurch ein Werk zustande, das in seiner Art auf schweizergeschichtlichem Gebiet seinesgleichen sucht.

Die Vergangenheit des bernischen Staates entfaltet sich hier nicht nur als Geschichte eines Stadtstaates, sondern sie gibt sich gleichzeitig als ein wesentliches Stück Schweizergeschichte zu erkennen. Feller durchleuchtet von seinem bernischen Standort aus die eigenartige Polarität des politischen Lebens der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die politische Zielstrebigkeit der alten Eidgenossen spiegelt sich in der Geschichte Berns mit besonderer Klarheit wider und bildet den Gegenpol zu dem von Willkür sprudelnden Unternehmungsgeist der Innerschweizer.

Der politische Mittelweg ist der rote Faden, der die Geschichte der Aarestadt durchzieht. Solange sie sich von ihm führen läßt, bleibt sie sich selber treu. Weicht sie aber von ihm ab, so gerät sie auf Nebengeleise und verfängt sich in einem Netz von Schwierigkeiten, die sie schließlich zwingen, den Weg zu sich selbst zurück zu suchen.

Nur selten sind die Augenblicke, «in denen Bern keine eigene Geschichte hatte». Es sind die Zeiten der ersten Tastversuche, als Bern noch nicht stark genug war, den Weg der Mitte zu gehen, sowie die Phase der Großmachtpolitik, da es den mittleren Kurs bewußt verließ. «Solange Bern nicht die Macht besaß, eine eigene Richtung durchzuhalten, war es als Grenzstadt zwischen deutschen und welschen Landen zu der schwankenden Politik der augenblicklichen Sicherung genötigt.» Es pendelte damals zwischen Savoyen und dem Reich hin und her, bis es, von beiden enttäuscht, «sich selber finden sollte». Das geschah im 14. Jahrhundert, als Bern an der Spitze einer burgundischen Eidgenossenschaft im Aaregebiet das Reich zu vertreten begann. Teils im Bunde, teils in der Auseinandersetzung mit den angrenzenden Mächten Savoyen, Habsburg und den Eidgenossen machte es sich nun die Politik der mittleren Linie zu eigen. Die Schwankungen der Reichspolitik bestärkten es, an dieser Richtung festzuhalten. Die Folge war, daß die Aarestadt in den stürmischen Zeitläufen des 14. Jahrhunderts die Freiheit ihrer Entschlüsse voll zu wahren vermochte.

Im 15. Jahrhundert glitt Bern sodann, «vom Verhängnis des Erfolges gestreift», mehr und mehr von seinem bedächtigen, aber zielsicheren politischen Kurs ab. Im Alten Zürichkrieg stellte es sich einseitig auf die Seite der Gegner Zürichs. Vergebens versuchte es später doch noch den Weg der Versöhnung einzuschlagen; denn «in der Politik hält es schwer, den richtigen Weg, den man aufgegeben hat, wieder zu finden». Schwyz meisterte nun die Lage, und Bern mußte die «Zwangsläufigkeit der Ereignisse» erfahren. «Was in seiner Geschichte selten eintrat, es mußte tun, was ihm widerstrebte.»

Derselbe Vorgang wiederholte sich, auf internationalem Boden, zur Zeit der Burgunderkriege. Indem Bern damals den Schauplatz der hohen Politik betrat, verlor es seine bisher uneingeschränkte Freiheit. Es sah sich genötigt, «den Winkelzügen der Höfe zu folgen», wodurch sein Neutralitätswille mehr und mehr untergraben wurde. Erst die Enttäuschung über die unbefriedigenden Resultate des Krieges gab Bern die Freiheit der Entscheidung gegenüber König Ludwig XI. von Frankreich zurück. In der Ernüchterung der Nachkriegszeit fand es sich selbst wieder. Unter Wilhelm von Diesbach kehrte es zu seiner altbewährten Politik der Mitte und Vermittlung zurück.

Bern ging nicht nur eigene Wege, sondern es legte auch ein politisches Talent an den Tag, durch das es die andern Eidgenossen schlechterdings in den Schatten stellte. Zur Zeit der Burgunderkriege sollte sich die Geschichte des Berner Stadt-

staates in den erhöhten Rang gesamteidgenössischer Geschichte emporheben. «Diesbachs Geschichte wird zur Geschichte Berns und diese zur eidgenössischen.» Wiederholt stellte die «politische Weisheit» Berns die Unfruchtbarkeit eidgenössischer Politik bloß. Zielbewußt hob sich beim Waldshuter Friedensschluß der Wille Berns von der «bloßen Abenteuerlust der andern» ab. «Diese konnten weder Frieden halten noch erobern, sondern nur sich schlagen.»

Worauf gründet sich nun eigentlich diese von Feller so oft hervorgehobene politische Weisheit Berns, und in welchen Formen kam sie zum Ausdruck?

Schon der Gründer Berns, Berchtold V. von Zähringen, trägt die typischen Züge des politischen Menschen. Sein Machtwille wandte sich der Wirklichkeit zu. Er lehnte die unsichere deutsche Königskrone ab, um sich näherliegenden Aufgaben zu widmen. «Er richtete», wie der Chronist Justinger erzählt, «alle Sachen der Stadt Bern gar schön und loblich, daß sie in gutem Frieden war.» Der Machtsinn und der Wille zu einer harmonisch ausgeglichenen Ordnung waren das geistige Erbe, das der Gründer seiner politischen Schöpfung hinterließ. Bern ließ seinen «ordnenden Geist» im Aaregebiet walten und vollstreckte damit «den Auftrag der Zeit». In seinem Wesen verband sich vorsichtig abtastende Beweglichkeit mit der beharrlichen und doch anpassungsfähigen Zielstrebigkeit, die einem durch lange Erfahrung geschärften politischen Spürsinn gestattet, im richtigen Moment zuzupacken. Bern wußte dem «Doppelsinn der Politik» — ihrer Unberechenbarkeit und ihrer Zwangsläufigkeit — zu genügen.

Vom Krieg machte Bern einen vorsichtigen Gebrauch. Es war sich seiner Stärke gewiß genug, um auf die günstige Gelegenheit warten zu können. Die Hellsicht, die ihm bei aller Verbundenheit mit den nächstliegenden Wirklichkeiten eigen war, erlaubte ihm, selbst seine wichtigsten Pläne für längere Zeit preiszugeben, ohne sich dadurch selbst zu verlieren. Stets zum Vermitteln, oft auch — wie vor dem Laupenkrieg — zum Nachgeben bereit, legte es doch in der Stunde der Not eine Fassung an den Tag, die von der Größe des Einsamen zeugt. Dabei wußte Bern nicht nur den Krieg, sondern auch den Frieden zu gewinnen. Es konnte deshalb ehemalige Gegner «mit der Weitherzigkeit behandeln, die dem wahrhaft Starken ansteht».

Die politischen Qualitäten, die die Aarestadt befähigten, nach Maßgabe ihrer Kräfte eine politische Größe zu werden, berechtigen zum Vergleich Berns mit den größeren, ihm wesensverwandten Machtgebilden der Weltgeschichte. Man spürt aus Fellers Darlegungen auf Schritt und Tritt die geistige Kongruenz Berns mit den Meistern der Politik, den alten Römern und den Engländern, heraus. Die schrittweise, kontinuierliche Machtentfaltung, das Beharrungsvermögen, das unerwartet den Weg zu neuen Möglichkeiten öffnet, die gleichzeitige Bereitschaft zum Vermitteln und zum Schlagen, der zähe Wille zum Durchhalten in höchster Not, mit einem Wort: der politische Realismus Berns legen solche Vergleiche nahe. An die englische Geschichte erinnert auch das Gleichgewichtssystem, das Bern zwischen den benachbarten Mächten Mailand, Savoyen und Frankreich zu errichten strebte. Es erscheint gewissermaßen als verkleinertes Ebenbild der europäischen balance of power.

Macht bedeutet stets auch Opfer. Die äußere Formung verlangt den Verzicht auf manche innere Regung, deren Realisierung die Gefahr der Zersplitterung und damit der Schwächung nach außen in sich birgt. Fellers Darstellung gewährt nun gerade dadurch Einblicke in das Wesen der politischen Begabung Berns, daß sie zeigt, wie dieser Stadtstaat, im Gegensatz zu andern eidgenössischen Orten, bereit war, seine inneren Konflikte auf dem Wege der Vermittlung und Vorbeugung zugunsten einer aktiven Staatsführung nach außen auf ein Minimum zu reduzieren. «Bern gab die Anregungen, die Eitelkeiten und die Kurzweil des Parteienstreites hin und verurteilte sich zu bürgerlicher Stille, um für Größeres gesammelt

zu sein. In Bern bestimmte die Außenpolitik die Innenpolitik, die nur eine Funktion der ersten war.»

Nicht nur in Hinsicht auf ihre äußere, sondern auch auf ihre innere Entwicklung bilden die Waldstätte und Bern ein komplementäres Gegensatzpaar, das, in der Gesamtschau des Historikers auf ein und dasselbe Blickfeld projiziert, das plastische Bild einer freiheitlichen und zugleich nach festen Formen strebenden Eidgenossenschaft ergibt. «In den Waldstätten hat das Volk den Staat geschaffen; in Bern hat der Staat das Volk geschaffen. In den Waldstätten erheben Kräfte aus unergründlicher Volkstiefe ihren Anspruch. In Bern steigt aus dem Dunkel der Frühe ein Wille auf, der die Umstände mit einer Sicherheit erfaßt, als ob er seine Absichten schon durch die Jahrhunderte erblickte.»

Trotzdem in Fellers Darstellung das objektive Geschehen in Anbetracht der Trockenheit des Quellenmaterials im Vordergrund steht, erkennt man doch die große Bedeutung, die der Historiker dem persönlichen Faktor im historischen Werdegang beimißt. Die wenigen, von den Chronisten fester umrissenen Persönlichkeiten sind mit psychologischem Scharfsinn und subjektivem Einfühlungsvermögen in ihrer wahren oder zweifelhaften Größe porträtiert, wobei die markantesten Figuren zugleich die wesentlichsten Züge Berns und seiner Gegner tragen. Es hängt mit der Beschaffenheit der Quellen, zweifellos aber auch mit der inneren Dramatik der Epoche zusammen, daß die führenden Gestalten des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts in Fellers Darstellung die stärkste Leuchtkraft besitzen.

Im Burgunderkrieg, «dessen Ausbruch wesentlich durch Persönlichkeiten bestimmt war», kamen Gegensätze zum Austrag, die in den Charakteren der vier Hauptakteure des Krieges vorgezeichnet waren. Die beiden gegnerischen Paare, Karl der Kühne und Ludwig XI. auf der einen, Adrian von Bubenberg und Niklaus von Diesbach auf der andern Seite, sind gewissermaßen die Personifikation des Konfliktes zwischen alter und neuer Zeit. Europa stand an der Schwelle zwischen Rittertum und modernem Staatsabsolutismus.

In der Zeit des ausgehenden Feudalismus verkörperte Adrian wie sein Gegner auf dem Schlachtfeld, Karl der Kühne, den Geist der Ritterlichkeit noch einmal in vollendeter Form. Durch seine innere Verbundenheit mit einer dem Untergang geweihten Geistesart haftet ihm und dem Burgunderfürsten das Tragische an. Das Schicksal beider war freilich grundverschieden, da der Berner die Lösung der Spannung zwischen Gegenwart und Vergangenheit nicht wie der Burgunder in romantischen Phantastereien, sondern in der Hingabe an das Gemeinwohl fand. Wenn Bubenbergs Wesen das Beharrungsvermögen und die Selbstsicherheit des Berner Adels widerspiegelt, der die Dinge an sich herankommen lassen konnte, so bedeutet das «Fernweh», das sein großer Gegenspieler Niklaus von Diesbach mit den Reisläufern gemein hatte, den Vorboten der unmittelbar bevorstehenden Epoche schweizerischer Großmachtpolitik.

Die Charakteristik der beiden führenden Persönlichkeiten Berns zur Zeit der Burgunderkriege ist ein Höhepunkt in Richard Fellers Darstellung. Die Gegensätzlichkeit ihres Wesens und Schicksals prägt sich tief ins Gedächtnis des Lesers ein. Adel, Innerlichkeit, unnahbare Tugend kennzeichnen den einen, Neureichtum, äußerer Glanz, jugendliche Beweglichkeit und Unbeschwertheit den andern. «Bubenberg war sich selbst und andern eine Last, aber in schweren Stunden der Trost, die Zuversicht seiner Vaterstadt.» Diesbach war in erster Linie «ein großer Diplomat, vielleicht der größte, den Bern hervorgebracht hat». Im Großen Rat hat Diesbach Bubenberg besiegt, aber «sein Sieg reichte nur bis zu dem Punkt, jenseits dessen der Realist den Idealisten nie überwinden kann».

Der erste Band von Fellers Geschichte Berns ist eine großartige Gesamtschau vom Werden und Wachsen des Aarestaates bis 1516. Aber nicht nur die Dar-

stellung der großen Zusammenhänge machen den Wert dieses Buches aus, sondern ebensosehr erfreuen die vielen trefflich ausgewählten Details, aus denen eingehendes Quellenstudium spricht. Sie geben sowohl dem Wirtschafts- und Rechtshistoriker als dem kulturgeschichtlich interessierten Leser zahlreiche Anregungen, was von letzterem um so höher geschätzt wird, als die geistigen und kulturellen Belange dem Gegenstand der Darstellung entsprechend gegenüber dem politischen Geschehen notwendigerweise etwas in den Hintergrund treten mußte. Das Wesen Berns ist und bleibt eben doch in erster Linie durch die Politik und nicht durch das Geistesleben bestimmt.

Man könnte sich vielleicht fragen, ob Feller in der Hochschätzung der «politischen Weisheit» Berns das im Rahmen einer historisch-kritischen Darstellung zulässige Maß nicht überschreite. Abgesehen davon, daß es einem Geschichtsschreiber stets erlaubt ist, von einem gegebenen Standort aus zu beobachten, muß jedoch hervorgehoben werden, daß Feller gerade den Höhepunkt der Geschichte Berns bis 1500, die Burgunderkriege, in ein für die leitenden Staatsmänner wenig günstiges Licht stellt.

Feller nimmt, im Unterschied zu manchen andern Darstellern des Burgunderkrieges, zur Frage der Ursache des Krieges eine unzweideutige Stellung ein: «Das Urteil hat von den Absichten Karls und Diesbachs auszugehen. Karl wollte ein geschlossenes Reich von den Niederlanden bis Burgund errichten; dazu bedurfte er der Schweiz nicht, weil sie nicht auf seinen Machtlinien lag. Diesbach plante Angriffskriege gegen Burgund und Savoyen zugleich, wobei einer den andern decken sollte.» Feller geht in der Beurteilung Diesbachs sogar noch einen Schritt weiter, indem er ihm mangelhafte politische Vorbereitung des Krieges vorwirft — ein Versäumnis, aus dem der Historiker die enttäuschenden Resultate des Friedensschlusses ableiten zu dürfen glaubt. Niklaus von Diesbach war schließlich, wie so mancher andere Franzosenfreund, nichts als ein «betrogener Betrüger». Der wahre Meister der Diplomatie, der den letzten Trumpf ausspielen konnte, war Ludwig XI.

Es dürfte kaum ein Zweifel darüber bestehen, wie die Sympathien des Autors zwischen den Parteien Bubenberg—Burgund und Diesbach—Frankreich verteilt sind. Daß sich in Fellers Darstellung die Waage auf die Seite Bubenbergs neigt, hat aber sicher seine tiefe innere Berechtigung. Denn während Berns politische Begabung unter Führung Niklaus von Diesbachs im Dienste einer diplomatischen und machtpolitischen Spielerei mißbraucht wurde und zur bloßen Virtuosität zu entarten drohte, erreicht sie in der innerlich freien, sittlichen Persönlichkeit Bubenbergs die Höhe politischer Genialität. Im Bild Adrian von Bubenbergs, den man die Lieblingsfigur des Berner Historikers nennen möchte, konzentrieren sich alle jene Charakterzüge, die im Verlauf der Jahrhunderte das dauerhafteste und wertvollste politische Gut der Aarestadt darstellten.

Der tiefere Sinn, den Richard Feller in die Persönlichkeit Bubenbergs und damit in die Geschichte Berns überhaupt hineinlegt, läßt sich wohl am ehesten durch die Worte «politische Moral» und «moralische Politik» umschreiben: Eine Politik hat nur dann wirklich Bestand, wenn sie auf ein sittliches Fundament gegründet ist.

Durch Richard Fellers «Geschichte Berns» ist die schweizergeschichtliche Literatur um ein bedeutendes Werk bereichert worden. Für den Studenten stellt dieses Buch ein anregendes, unentbehrliches Instrument, für den Lehrer eine reiche Fundgrube und für den Forscher einen Markstein dar, den er nicht außer acht lassen darf. Darüber hinaus bietet es jedem geschichtlich interessierten Leser eine Fülle von Ueberraschungen und ästhetischen Genüssen.

Richard Feller hat im geschichtlichen Bild unseres Volkes und Landes eine Lücke ausgefüllt; er hat darin zugleich durch das Lokalkolorit seiner Darstellung gewisse wohlbekannte Partien aufgefrischt und einzelne charakteristische Züge verdeutlicht. Für beides sind wir ihm zu warmem Dank verpflichtet.

P. SULZER

BEGEGNUNG MIT OSKAR KOKOSCHKA

Kokoschka, den Adolf Loos 1908 zum erstenmal in die Schweiz brachte, um seine Frau Bessy, die krank in Les Avants lag, von dem Zweiundzwanzigjährigen malen zu lassen, winkte uns vor einigen Wochen von der Terrasse des Hotels «Château de Bellevue» in Siders zum Bahnhof hinunter, in den soeben unser Zug eingefahren war. Er kam uns mit erhobenen Armen entgegen und begrüßte einen Londoner und einen Basler Freund mit einer herzlichen Umarmung, und die gleiche Herzlichkeit lag in dem Händedruck, mit dem er mich willkommen hieß. Und in diese vierzig Jahre, die seit diesem ersten Aufenthalt des unbekannten jungen Kokoschka verflossen waren, war das Wesentliche eines Lebens gedrängt, das in seinem innern Verlauf durch seine Bilder offenbar wurde und mit denen auch der Ruhm zu ihm gekommen ist.

Im Dunkel des herbstlichen Abends zwischen dem Bahnhof und dem Hotel hörte ich nur seine Stimme, und dann und wann sah ich im Schein einer Laterne die unbestimmten Umrisse jenes Gesichtes aufleuchten, das mich in den vielen Selbstbildnissen des Malers durch meine ganze Jugend begleitet hatte. Ich sah im Geiste alle jene halluzinatorischen Köpfe an mir vorüberziehen, in denen ein brutaler Farbpanzer um eine Seele gelegt schien, in der das ganze Leiden an der Zeit, Glaube und Verzweiflung, Traum und Weltschmerz, in einem schwerflüssigen, gemarterten Barock aufschrien. Und ich sah das zarte Bildnis des Knaben und dasjenige Forels aus jener ersten Schweizer Zeit, die wie mit Farben aus Asche und Schlacken gemalt waren und seine Worte aus dem «Brennenden Dornbusch» zu illustrieren schienen: «Das Feuer fragt, wo soll ich mich denn hintun? Und legt sich in die Asche.»

Inzwischen waren wir in den hell erleuchteten, nüchternen Speisesaal des Hotels getreten. Wir saßen uns an einem weißgedeckten Tisch gegenüber, und wenn ich auch durch die Gesichtszüge des Sechzigjährigen noch alle jene frühen aufgewühlten Bildnisse durchschimmern sah, so entschwanden sie meinem Gedächtnis immer mehr angesichts des Menschen, der phönixgleich der Asche seiner jugendlichen Gluten entstiegen schien. Er hatte jene Wandlung durchgemacht, die er nach den Erschütterungen des ersten Weltkrieges in sich erkannt hatte: «So sehr ich vordem begierig war, nach dem Leben mit meinen Händen zu greifen; nachdem ich es fast verloren habe, so sehr liebe ich, es jetzt zu begreifen.» Aus der Asche verbrannter Leidenschaft stieg das neue, kältere Feuer der Erkenntnis. Das braune Gesicht mit den knabenhaften Zügen, wie sie gütige Menschen bis in die hohen Jahre oft bewahren, weil trotz Enttäuschungen und Erfahrungen des Lebens ihre Knabenträume und ihr Glaube sich nicht aus ihrer Seele verscheuchen lassen, war von einer freudigen Unruhe erfüllt. Er bemühte sich eifrig um das Wohlbefinden seiner Gäste, indem er immer wieder die Speisen anbot; er lief weg, um das Servierpersonal zu rufen, da er auch die kleinsten Wünsche erfüllt sehen wollte, die er uns von den Augen abzulesen glaubte. Das graue Haar war ebenso knabenhaft und schmucklos, ohne jede Absicht auf eine Wirkung, in die Stirne gestrichen.

Ich versuchte mir immer wieder den Eindruck bewußt zu machen, den ich von ihm empfing. Da erinnerte ich mich plötzlich der vor einigen Wochen gesehenen Plastik, die Alexander Zschokke von Kokoschka gemacht hatte. Sie rief mir damals jene Büsten mittelalterlicher Meister ins Gedächtnis, die am Bau der Dome mitwirkten und die sich irgendwo in einer Ecke des vollendeten Baues mit Meißel oder Pinsel mit dem unsterblichen Bau, ebenso bescheiden als ihres Wertes bewußt, verewigten. Vor mir saß einer dieser strengen und einfachen, gütigen und gesammelten Köpfe, in denen sich schöpferische Naivität, Kraft und Ruhe in den wesentlichen ausdruckschaffenden Formen des Kopfes vereinigten. Und dieser Eindruck verstärkte

sich, als er von der Weinernte im Wallis erzählte, von dem Duft, der die ganze Luft erfülle, sich in die Kleider setze und eine fröhliche Tätigkeit der ganzen Bevölkerung mit sich bringe, der sich keiner entziehen könne. Er liebte die einfachen Geräte und die frohe Emsigkeit der Einwohner bei der Weinernte und bei den einfachen bäuerlichen Verrichtungen. Dann sprach er von seinem Aufenthalt auf Riffelalp, von wo aus er vor einigen Wochen das Matterhorn malte: «Ich saß in meinem Eckzimmer wie über der Landschaft schwebend, die öde, menschenleer, nur von gewaltigen Felstrümmern erfüllt, aus denen sich das Matterhorn jäh erhebt, wie eine Ur-Landschaft vor mir lag.»

Nachdem unsere Müdigkeit der Bahnfahrt durch den Imbiß überwunden war und sich inzwischen auch seine junge Frau zu uns gesetzt hatte, wurde das Gespräch lebhafter. Wir zogen uns in einen kleinern, wärmern Raum des Hotels zurück. Kokoschka sprach von Johann Heinrich Füßli als einem der größten Maler, den die Schweiz aufzuweisen habe und von dem er viele Werke in England gesehen hatte. Wir kamen auf die Ausstellung der Meisterwerke altdeutscher Malerei in Schaffhausen zu sprechen und dabei auf das unvergleichliche, klare Bildnis Fuggers des Reichen von Dürer. «Sie müssen nächstens in der Zeitschrift ‚Atlantis' lesen, was ich über diese Ausstellung geschrieben habe. Man weiß noch gar nicht, was die deutsche Malerei bedeutet. Man spricht immer nur von den Franzosen und vergißt den gewaltigen deutschen Beitrag an die europäische Kunst. Ich spreche nicht nur von Dürer, sondern auch von heute. Man weiß gar nicht, was Ernst Ludwig Kirchner und Otto Müller für die europäische Malerei waren.» Das veranlaßte mich, ihn über seinen Pariser Aufenthalt und seine Eindrücke und Beziehungen in Paris zu befragen. «Ich kannte in Paris niemand als einen taubstummen ungarischen Maler, mit dem ich viel verkehrte und der sehr begabt war.» Da ich merkte, daß er keine starken Bindungen an Paris hatte, führte ich das Gespräch auf Kirchner zurück und wies auf seinen großen Einfluß in der Schweiz und auf die Umstände hin, die damals die jungen Basler Maler der Gruppe «Rot-Blau» mit Kirchner zusammenbrachten, wobei auch der Name Camenischs fiel. «Als ich in Basel war», sagte Kokoschka, «zeigte man mir ein Album mit Photographien von Basler Malern. Sie haben gute Maler und ich habe mit ihnen auch rasch einen schönen persönlichen Kontakt gefunden. Unter diesen Photographien fielen mir Bilder auf, von denen man mir sagte, daß sie von Camenisch seien. Ich besuchte dann den Maler, und seine Bilder bestätigten mir den Eindruck, den ich von den Photographien erhalten hatte. Camenisch ist ein echter, unmittelbarer, in einem gewissen Sinne naiver Maler, der mehr Beachtung verdient, als sie ihm, wie ich hörte, in der Schweiz zuteil wird. Er scheint dadurch auch etwas verbittert zu sein. Er hat das aber wirklich nicht nötig. Da Sie ihn von früher her kennen, wie Sie sagen, muntern Sie ihn doch auf.» Indem ich diese Worte Kokoschkas hier wiederhole, möchte ich auf diesem Wege dem Maler Camenisch diese Ermunterung zugehen lassen.

Wir trennten uns nach diesem ersten Abend um ein Uhr. Wir suchten mit vielen Umständen unsere Zimmer, deren Nummern wir vergessen und die wir vorher nicht bezogen hatten, um keine Zeit zu verlieren. «Haben Sie ein Zimmer gegen die Bahnlinie hinaus?» fragte Kokoschka, als vom Zubettegehen die Rede war. Ich wußte es nicht. «Sie werden den Eindruck haben, als ob um fünf Uhr morgens der Orient-Expreß unter Ihrer Bettdecke durchfahre» sagte er lachend. Es war dann auch wirklich so.

*

Am Morgen lag ein sonniger, kalter Herbsttag über dem Wallis. Die Höhen über Siders trugen Neuschnee, den man unten im Städtchen zu schmecken schien. Wir bummelten durch die alten Straßen hinauf gegen das Museum, das uns Kokoschka zeigen wollte. Es war geschlossen und blieb es, so sehr Kokoschka den schweren

Türklopfer spielen ließ. Gegenüber dem Museum führte er uns in einen alten Hausgang, wies auf die gotische Decke und einigen alten schönen Zierat hin. Dann blieb er an der Straße vor einem kleinen Walliser Holzhaus stehen und versuchte an seiner Form und seiner Bauart nachzuweisen, daß diese alten einfachen Holzhäuser mit den sonnverbrannten Balken von Asien bis in unsere Berge hinauf in ihrer Urform umgestülpte Schiffe seien. Er schien großen Wert auf diese Feststellung zu legen und wenn ich auch von seiner Annahme nicht überzeugt war, so war es mir ein schöner, vereinfachender Gedanke, daß der Mensch sich einst eine Bauform gefunden habe, die ihn sowohl über die Wasser trägt wie sie ihm auch Schutz und Wohnung auf dem Lande ist.

Seine Emigration nach London und seine symbolischen Bilder, die er dort gemalt hatte, brachten unser Gespräch auf das heutige Europa. Er betonte den kommenden Machtkampf zwischen Ost und West als unabwendbare Folge der technischen Entwicklung und Industrialisierung. «Können Sie englisch?» — fragte er fast unvermittelt, — «dann lesen Sie meinen Aufruf ‚Peace', der im Anhang der kürzlich erschienenen Monographie von Edith Hoffmann über mich abgedruckt ist. So hat noch keiner mit den Regierungen gesprochen. Es ist ein schwerer Angriff. Ich habe auch mit eigenen Mitteln, mit einem Plakat, das ich in London und in Amerika verbreitete, eine große Aktion für die Kinder Europas aufgezogen. Denn sehen Sie: Man kann von der Schuldfrage sprechen und sie kann natürlich nicht abgeleugnet werden, wobei es fraglich ist, ob man so verallgemeinern dürfe, indem man jeden Einzelnen als schuldig erklärt... aber eines steht fest: Die Kinder sind schuldlos an diesem Wahnsinn und diesem Elend und sie schlägt unsere Zeit am härtesten. Ihnen muß geholfen werden.» Ich spürte, wie ihm diese Worte von Herzen kamen und wie er den unentwirrbaren Knäuel von Ereignissen und Anschauungen auf einige wenige Wahrheiten hin vereinfachte, die jedem Menschen als unantastbar gelten mußten. Das Mögliche und Wesentliche wurde herausgeschält und dann nach der gewonnenen Klarheit gehandelt, statt tatenlos vor dem unentwirrbaren Chaos zu verharren. Er, der einmal mit seinen Händen ungeduldig nach dem Leben greifen wollte, begriff es jetzt.

Vor einem Hause lagen die Geräte eines Kaminfegers und Kokoschka zeigte auf den schwarzen, eisernen Besen, dessen dicke Drahtborsten igelförmig angeordnet waren. «Das ist schön» sagte er. Ich erwiderte, daß das auch Picasso gefallen würde und daß eigentlich er die Schönheit der unscheinbaren Dinge entdeckt habe, über die das Leben hingegangen ist. Es sei kein Zufall, wenn Picasso bei Trödlern alte verachtete Gegenstände betrachte und einen rostigen Nagel von der Straße aufhebe. Es liege darin ein Protest gegen alles technisch Abgeschliffene und die phantasielose Sauberkeit der aus allen möglichen Kunststoffen hergestellten Gegenstände. Alles muß heute immer neu sein oder doch scheinen. Und ich dachte auch an die alten Schuhe, die van Gogh gemalt hat, die wie die Lebensgeschichte eines Armen sind. Kokoschka nickte und erst bei einer spätern Gelegenheit kam er auf Picasso zurück. «Der Kubismus kam nicht von Picasso, sondern von Gleize (er sprach den Namen deutsch aus) und von Metzinger. Uebrigens ist das alles von Cézanne vorgezeichnet worden und sie haben nichts Neues gebracht, als die Theorie Cézannes ad absurdum geführt. Und so bleibt es auch Theorie. Wie weit solche Anschauungen getrieben werden können, mögen Sie im Vorwort des Kataloges der gegenwärtigen Ausstellung der Sammlung Guggenheim im Zürcher Kunsthaus nachlesen...» Er lächelte und verhehlte dabei nicht, daß ihn eine große Kluft von aller abstrakten, gegenstandslosen Malerei trenne. Ohne es auszusprechen, wußte er sich als Exponent des andern Lagers und ich spürte in ihm die innere Bereitschaft, seine Stellung zu verteidigen, wenn es nötig sein sollte. Er hat jedoch seine kämpfenden Heerscharen schon seit Jahren aufgestellt, denn ein Bild wie die «Windsbraut», seine Bildnisse und manche seiner Landschaften werden von keinem Ismus weggeblasen.

«Ich bin froh, daß die ‚Windsbraut' in Basel so gut untergebracht ist, nachdem rund ein Drittel meines Werkes durch den Krieg zerstört wurde. Und das ist viel; denn ich habe nur etwa fünfhundert Bilder gemalt. Auch das frühe Bild des ‚Trancespielers' ist leider verloren. Besonders gefreut hätte es mich auch, wenn das Kunstmuseum in Basel noch die Büste Zschokkes erworben hätte. Uebrigens hat Zschokke auch einige sehr gute Zeichnungen nach mir gemacht. Ich mag ihn in seiner ganzen etwas borstigen Art sehr gut.»

Unser Londoner Freund hatte noch einige Einkäufe zu machen. Kokoschka begleitete ihn in alle Geschäfte mit sichtlichem Vergnügen. In einer Buchhandlung standen wir zu viert herum, als gerade ein Bücherreisender eintrat und dem Buchhändler neue Kunstpublikationen unterbreitete. Seine Koffer enthielten die Reihe der kleinen Bändchen über moderne Meister und die schönen Publikationen von «Verve», unter denen auch die neueste über Bonnard ausgebreitet wurde. Ich blätterte sie mit Kokoschka durch und bemerkte, daß Bonnard noch einer der großen Maler des alten Europas sei. «Er war der letzte», erwiderte er mit dem Unterton, «der Großen.» Ich kaufte noch einige Karten vom Schlößchen Muzot, auf dem Kokoschka gegenwärtig das Bildnis Werner Reinharts im Freien malt. «Bildnisse im Freien zu malen, ist eine schwierige Aufgabe und es gibt auch nicht viele Freilichtporträts» hatte Kokoschka am Abend gesagt, als er seine Aufgabe erwähnte. Er rechnete mit etwa dreißig Sitzungen. Wir sahen uns noch einige der Bücher und Kunstmappen an und da alles an französischer Malerei vertreten war und der Reisende mit den Namen nur so um sich schlug, fragte ich ihn mehr spaßhaft, ob er auch etwas über Kokoschka habe. Er versuchte den Namen zu wiederholen, den er nicht kannte. Kokoschka schaute mich lächenld an. Ueberhaupt schien ihn hier niemand zu kennen. Beim Uhrmacher, dem er eine Uhr zur Reparatur brachte, mußte er seinen fremdländischen Namen buchstabieren, so ungewohnt klang er dem Manne französischer Zunge, der zudem ein ausgezeichnetes, gepflegtes Deutsch sprach. Selbstverständlich ist das auch nicht zu erwarten, und doch mutet es sonderbar an, wenn einen der Name selbst durch ein ganzes Leben begleitet hat. Kokoschka kaufte sich noch eine lederne Schutzhülle für seine Taschenuhr und hatte seine besondere Freude an dem kleinen federnden Mechanismus, der sie mit einem trockenen Ton zuklappte. Er öffnete und schloß sie einige Male und zeigte sie bei unserer Rückkehr ins Hotel auch seiner Frau, indem er sie lächelnd vor ihren Augen funktionieren ließ.

Wir gingen zum Mittagessen. Ich fragte ihn, ober er wieder nach London zurückkehre. «Ich wohne nun dort, werde aber zuerst nach Wien gehen, um meinen Bruder zu besuchen. Meine Frau kehrt aber von hier aus nach London zurück.» Ich erwähnte die Schwierigkeiten und Unsicherheiten unserer Zeit. «Es ging und geht mir soweit gut. Es kann auch zu gut gehen. Dann muß ich immer wieder hinuntersteigen und vorne anfangen. Ich brauche das. Es ist nicht gut, wenn alles seinen glatten Weg geht.» So spricht nur der Künstler, der nicht arbeitet, um zu «arrivieren», sondern der immer und überall den schöpferischen Impuls sucht und dafür auch bereit ist, das Erreichte zu opfern. Es sprach aus ihm nicht jene Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben, die der Bohème zu einer Tugend macht, sondern die Erkenntnis der Fruchtbarkeit des Kampfes und des Erlebnisses als der einzigen Nahrung der schöpferischen Kraft. Das gab mir Gelegenheit, auf das Buch «A little yes and a big no» von George Grosz hinzuweisen, in dem er seine Jahre des Kampfes gegen die herrschende Klasse als Jugendsünde verurteilt und erklärt, sich vom Kampf zurückzuziehen. «Ich weiß davon nichts, aber es überrascht mich eigentlich nicht. Es interessiert mich aber sehr. Senden Sie mir diesen Zeitungsartikel, von dem Sie sprechen und in dem das Buch behandelt wird», sagte Kokoschka, und es schien mir, als ginge ein leiser Schatten über sein Gesicht.

Kokoschka zeigte sich immer als freimütiger, offener Partner des Gesprächs. Aus

seinen Antworten spricht kein Mißtrauen und er sprach auch manche Ansicht aus, die hier nicht weitergegeben wird. Auch das hier Festgehaltene scheint mir beim Wiederlesen zu kategorisch. Seine Worte waren nicht so nackt, wie sie hier erscheinen, sondern immer eingehüllt in die Weichheit seiner eher leisen Stimme und oft auch von Bewegungen der Hand, des Kopfes und der Augen begleitet, die ihren Sinn abschwächten oder betonten. Manches wurde gesprächsweise begonnen, durch Eindrücke der Landschaft oder der Menschen oder durch eingestreute Anliegen seiner beiden Freunde unterbrochen und von mir in diesen Zusammenhang gestellt. Er spricht nie als Intellektueller, sondern eher leicht verträumt und aus Erkenntnissen heraus, die er sich selbst erarbeitet hat. Und jedes Wort ist überglänzt von einer tiefen menschlichen Güte.

So vergingen auch die Nachmittagsstunden. Als die Sonne von den Bergen verdeckt war und ein kalter Schatten sich über das Tal legte, nahte der Abschied. Er stand mit seiner Frau und seinem englischen Freund, der noch einen Tag länger blieb, in seinem weiten, bequemen braunen Anzug, der nichts als eine selbstverständliche Hülle des Körpers sein will, am Bahnhof und winkte uns lachend, bis wir ihn aus den Augen verloren hatten. Ich war einem guten Menschen begegnet.

Oktober 1947. WALTER KERN